

Leseprobe aus:

**Jessica Wagener**

**Narbenherz**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

Jessica Wagener

# Narbenherz

Wie ich auszog, die Welt zu sehen  
und den Krebs zu vergessen

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Originalausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,

Reinbek bei Hamburg, Dezember 2014

Copyright © 2014 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

Umschlaggestaltung ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung FinePic, München

Satz aus der Excelsior PostScript bei hanseatenSatz-bremen, Bremen

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978 3 499 62896 2

**There's only one God and his name is death.**

**And there is only one thing we say to death: «Not today.»**

**George R.R. Martin, A Game of Thrones**



# *I*nhalt

<b>Narben – Prolog</b>	<i>9</i>
<b>Start</b>	<i>11</i>
<b>New York</b>	<i>20</i>
<b>New Orleans</b>	<i>50</i>
<b>Miami</b>	<i>74</i>
<b>Mexiko</b>	<i>84</i>
<b>Kuba</b>	<i>95</i>
<b>Rio</b>	<i>126</i>
<b>Insel</b>	<i>172</i>
<b>Buenos Aires</b>	<i>184</i>
<b>Kapstadt</b>	<i>201</i>
<b>Roundtrip</b>	<i>221</i>
<b>Nach Hause</b>	<i>236</i>
<b>Lernen</b>	<i>245</i>
<b>Tanzen – Epilog</b>	<i>249</i>



# Narben – Prolog

**Meine Narbenbeine** haben die ganze Welt gesehen. Vor allem aber hat die ganze Welt *sie* gesehen – die vier langen, rosa Schnitte an den Waden, jeder einzelne Querstich auch zweieinhalb Jahre später noch immer sichtbar. Sie sehen genauso aus, wie ein Kind Narben malen oder wie man mit einem Edding Plakate verunstalten würde.

Ich wende meinen Blick vom großen Flurspiegel ab und beuge mich vor. Genau hier, an dieser Stelle, begann alles. Mein Zeigefinger fährt den fast geraden Verlauf meiner Lieblingsnarbe links außen entlang. Die ganzen 22 Zentimeter. Inzwischen nicht mehr wulstig und violett, sondern ebenmäßig und hell. So ähnlich wie die große Narbe quer über meinem Bauch. Ich trage ein knielanges Kleid zu roten Pailletten-Peeptoes und bin im Begriff, tanzen zu gehen. Solange ich Beine habe, solange ich lebe, werde ich tanzen. Heute auf einer Latino-Party. Die gibt es auch in Hamburg. Und dort werde ich ihn vielleicht wiedersehen, den Mann, der damals immer bei mir war. Auch als ich auf meine Reise ging. Bloß ein dünnes Aufflattern in der Brustgegend, ich lächle es weg und zähle mit der Fingerspitze meditativ die Querstiche, obwohl ich die Zahl auswendig kenne: neunzehn.

Meine Beine passen nahtlos zu meinen Glitzerschuhen und zu meinem Herzen. Ich schäme mich meiner Narben nicht



mehr, sie sind meine Abzeichen. Durch sie sieht man auch von außen, was innen geschah.

Dass alles so kommen würde – ich hätte es nicht mal ahnen können. Zum Glück.

## **Diagnose.**

«Es ist bösartig.» Der kalte Stimmensirup der Gynäkologin fließt durchs Telefon in meinen Kopf, weiter in mein Herz und betäubt meine Arme. Mit einem leisen Knall fallen meine gerade anprobierten Pailletten-Pumps aufs Laminat vor dem großen Spiegel im Flur. Das kann nicht sein. Ich bin noch nicht mal 34. Ein Teil von mir registriert, dass meine Ärztin mich für den kommenden Morgen um acht in ihre Praxis bestellt, «um die genauen Ergebnisse der Biopsie und das weitere Vorgehen zu besprechen». Sie verabschiedet sich mit «Machen Sie sich keine Sorgen, alles wird gut», und mir fällt fast nicht auf, wie mitleidsvoll sie klingt. Ich höre sie kaum. In meinem Kopf ist nur Platz für ein Wort: Krebs.

Die Angst erstickt alle Geräusche. Minutenlang bewege ich mich nicht. Gucke in den Spiegel, aber sehe nichts. Automatisch hebt sich meine linke Hand mit dem iPhone in mein Sichtfeld. Ich blicke auf die SMS mit dem Foto der roten Schuhe, die ich Ben schicken wollte. Mechanisch tippt mein Daumen auf «Anrufen» – nicht wissend, dass ich damit unsere unkomplizierte Affäre in etwas anderes verwandle.

«Danke, dass du es mir erzählt hast.» Er holt hörbar Luft und sagt dann unerwartet: «Du musst das nicht allein durch-

stehen, Hase. Ich bleibe an deiner Seite.» Ich halte mich an seiner Stimme fest, bevor wir auflegen.

Direkt nach seiner wähle ich die Nummer meiner besten Freundin. «Kommt alle her. Bringt Wodka mit. Ich habe Krebs.»

Dann knicken meine Beine ein.

## **Darum.**

«Mein ganzer Bauch ist bis oben hin voll.» Die Frau im Bett neben mir klingt beiläufig. Fast fröhlich. Mit geschlossenen Augen könnte man annehmen, es ginge hier um Brunch. Ich drehe meinen Kopf zu ihr nach links. Sie ist kahl, ihre Haut gelblich-grau und dünn wie Papier. Wie alt sie ist, lässt sich unmöglich sagen. Vielleicht Ende 50? Sie kann nicht mehr aufstehen, nicht mal allein auf Toilette gehen. Deshalb trägt sie eine «Schutzhose». Unter der flachen Bettdecke zeichnen sich ihre mageren Arme und Beine kaum ab, nur ihr praller Bauch wölbt sich obszön hervor. Er ist ja auch bis oben hin voll. Mit Tumoren.

Sie bekommt wie ich eine Chemotherapie – bei mir keine zwei Monate nach der Diagnose vorsorglich, bei ihr minimal lebensverlängernd. Hier, im einzigen Tagesklinikzimmer mit drei Betten, liegen nur die schweren Fälle. Und ich. Weil bei meiner ersten Operation, der fünfstündigen Entfernung meiner krebsbefallenen Gebärmutter, ein sogenanntes Kompartmentsyndrom auftrat. Eine seltene Komplikation, ein Lagerungsschaden, wegen dem die Ärzte mir fast die Beine hätten amputieren müssen. Fast – so ein kleines, so ein wichtiges Wort. Geblieben sind mir vier lange, grotesk gezeichnete Narben an den Waden. Ein tiefes Trauma in meiner Seele. Und die Notwendigkeit, meine Beine ausstrecken zu müssen.

«Ich habe vorhin bei Ihrem Arztgespräch kurz zugehört. Vor vierzehn Jahren wurde bei mir genau das Gleiche diagnostiziert wie bei Ihnen. Ich wurde operiert und bestrahlt, und alles war weg. Aber dann kam es wieder. Und jetzt liege ich hier», erzählt sie unaufgefordert weiter. Erneut dieser beinahe heitere Tonfall. Ich habe keine rettenden Kopfhörer und erstarre in meinem Bett, die Augen auf den beschwingt blaugelben Kunstdruck im Buchenholzrahmen an der Wand hinter meinen Füßen geheftet. Das Gift der Chemotherapie tröpfelt unbeeindruckt weiter in meinen Körper. Mir wird übel – vor Angst.

«Sie werden zu 99 Prozent wieder ganz gesund», haben die Ärzte gesagt. «Es war ja ein recht frühes Stadium.» Doch in meinem Kopf hämmert der Zweifel: «Was, wenn nicht? Was, wenn nicht?»

Ja, was dann? Was, wenn der Krebs wiederkommt und ich mich auch eines Tages kaum noch bewegen kann? Der Tod lehnt in der Ecke und dreht sich eine Zigarette. Es ist alles eine Frage der Zeit, er kann warten. In diesem Moment fasse ich einen Entschluss. Wenn ich diese Tortur überstehe, wenn ich den Krebs aus meinem Körper gejagt habe – dann werde ich nur noch das tun, was mein Herz erfüllt. Jede Sekunde auskosten. Keinen Atemzug vergeuden. Ich werde mein Bewusstsein bis zum Anschlag vollstopfen mit gleißenden Erlebnissen und Glück, mit Leben. Ich werde mich wappnen. Und wenn ich eines Tages wie diese Frau in einem Krankenhausbett vor mich hinvegetieren sollte und meine Haut wundgescheuert sein wird von den kratzigen Laken, dann werde ich meine Augen schließen und alles noch mal erleben. Dann werde ich nichts verpasst haben. Dann wird es okay sein. Der Tod bläst kleine Rauchkringel in die Luft. Er ist nicht wegen mir hier – noch nicht. Wir wissen es beide und nicken einander zu.

Es piept, aber diesmal ist es nicht der Chemo-Apparat. «Ich bin bei dir. Immer.» Ich lese Bens SMS, und mein Herz hüpfte inmitten des Horrors.

## **Wirklichkeit.**

«Würden Sie bitte zum Start Ihren Sitz aufrecht stellen?» Die Stewardess holt mich kurz zurück ans Fenster des A380. Wir ruckeln vom Gate zur Startbahn, und ich blicke durch das Bullauge auf die vergangenen eineinhalb Jahre. Der kalte Kunststoff der Wandverkleidung reibt an meiner Schläfe. Siebzehn Monate post Chemo, und ich bin tatsächlich dabei, all die Orte zu bereisen, die ich schon immer sehen wollte. Mein größter Wunsch wird wahr.

«Schon als du klein warst, hast du immer im Auto ‹Ich guck mir die ganze Welt an!› gerufen», sagte meine Oma – die die Wirrungen des Lebens zu meiner Zweitmutter bestimmt hatten – bei unserem Abschied. Dreißig Jahre hat es bis hierhin gedauert. Ich erinnere mich, wie ich diese Städte zum ersten Mal in der Reise-Reihenfolge aufgezählt habe: vor der mehrstündigen Operation im März, dem letzten von insgesamt fünf Eingriffen im Zeitraum von einem Jahr. Ich auf der OP-Liege, die Haare unter einer Haube zusammengeknüllt, nackt bis auf ein grünes Laken. Das Plastik der luftbefüllten Strümpfe um meine nachweislich gefährdeten Narbenbeine automatisch pumpend. Alle Zugänge gelegt, Beruhigungspille im Blut. Ready for surgery. Für mich mittlerweile Routine wie das Fliegen; ich habe mich an beides gewöhnt. Es wird schon gutgehen. Oder eben nicht.

«Sie werden jetzt müde; zählen Sie von 100 an rückwärts.» Aus der Ferne zupft die Stimme der Anästhesistin an meinem Trommelfell. «Ich hab eine bessere Idee», wispere ich. «New

York, New Orleans, Miami, Mexiko, Kuba, Rio de Janeiro, Buenos Aires, Kap-...»

Der Airbus hält, wir stehen am Anfang der Startbahn. Alles vibriert, gedrosselte Kraft um mich herum und in mir drin. Das ist der Moment. Meine Moleküle schwingen vollkommen synchron mit der Oszillation der Flugzeugmotoren. Diesmal ready for Take-off. Keine Ahnung, was mich erwartet und ob ich dem gewachsen bin. Die Angst legt schon wieder ihre vertrauhassten Klauen um mein Herz und raunt mir ins Ohr: «Was machst du eigentlich, wenn du zurück bist? Wovon willst du dann leben? Was, wenn dir unterwegs was passiert? Wenn du wieder krank wirst? Und was, wenn dein Geld nicht reicht?» Ich winde mich in meinem Kunstledersitz und versuche, die Stimme in meinem Kopf zu ignorieren. Natürlich habe ich Schiss. Aber ich verdränge ihn, so gut ich kann.

«Ach, ich beneide dich. Ich würde auch so gern alles hinschmeißen und einfach reisen ...» Standardszene in der Büröküche während meiner letzten Arbeitstage. Meine Gesprächspartner blicken stets verträumt über den Rand ihrer Kaffeebecher an mir vorbei. Ich seufze innerlich und versuche mich zu erinnern, wie oft ich diese Unterhaltung in den vergangenen Wochen geführt habe. Mir wollte einfach niemand glauben. Die Wahrheit lautet: Jeder kann das, zumindest theoretisch. Es ist nur vordergründig eine Finanzfrage. Man muss sich vielmehr trennen, von Mensch und Materie. Von seinem doppelten Boden. Von seinem Plan A. Das ist das Schwere. Es ist eine Frage der Opferbereitschaft, der Konsequenz und des Mutes. «Los, raus aus der Komfortzone!», möchte ich schreien. Und: «Hört auf, euch festzuhalten!»

Es gibt doch gar keine Sicherheit im Leben. Nicht finanziell, nicht gesundheitlich, nicht emotional. Einen Job kann man verlieren, eine Beziehung kann zerbrechen. Sicherheit ist eine

Illusion. Eine, die wir durchaus brauchen, damit wir unser Leben strukturiert führen können. Aber hinter dieser filtertütendünnen Schicht lauert das Schicksal. Und das ist manchmal so unendlich viel bitterer als Bürokaffee.

Dass ich auf meine Reise gehen kann, habe ich diesem Schicksal und meinem Großonkel zu verdanken. Er starb vor sieben Monaten, Ende Februar. An Krebs. An dem Tag, an dem er beerdigt wurde, wurde ich operiert. Seine letzten Worte an mich fallen mir wieder ein, und mein Herz drückt: «Ich bin 70, es ist schon in Ordnung. Aber du, du hast doch dein ganzes Leben noch vor dir.»

Und so fliege ich mit meinem Erbteil – nicht viel, gerade genug, um mich kühn werden zu lassen – wirklich los. Die Konsequenzen meiner Entscheidung kann ich derzeit nicht mal ansatzweise überblicken: Ich schmeiße einen Job als leitende Redakteurin hin, lasse wenige übrige, aber loyale Freunde zurück, ein gemütliches Schuhkartonzuhaus mit Kater, kümmer mich für ein halbes Jahr nicht um meine geliebten Großeltern, die mich mehr oder weniger aufgezogen haben. Und ich überspringe sogar eine Nachsorgeuntersuchung. Denn eigentlich muss ich alle drei Monate zur Gynäkologin, aber ich will unbedingt sechs Monate am Stück weg. Sonst ist es keine ordentliche Weltreise, sondern ein längerer Urlaub. Hoffentlich geht es gut. Ich knülle die Angst in die Spucktüte im Vordersitz und schaue wieder aus dem Fenster.

Zum Abschied lasse ich die Erinnerungen vorbeiziehen: die Diagnose, die Untersuchungen, die Operationen, die Behandlungen mit den verschiedenen Geräten und Kanülen, das Klackern der Bestrahlungsapparatur, die Nebenwirkungen, die Infektionen und das Fieber, der Wasserdurchfall und die Krämpfe im Bauch – vor allem im kollateralbestrahlten Darm –, die Komplikationen, die Notoperation, die Hiobsbotschaftenkette, der lange Heilungsprozess. Und wie gut ich

das dann doch ausgehalten habe, aushalten musste. Es gibt viele Menschen, die tausendfach schlimmer dran sind, als ich es war. Aber auch ebenso viele, denen es tausendfach besser geht. Leid ist immer individuell und höchst persönlich. Für mich war meins nun mal das Furchtbarste, das ich bisher erlebt habe.

«Tschüs. Fickt euch hart, ihr Drecks-Erinnerungen», flüstere ich. In der dunkelblauen Fleecedecke auf meinem Schoß dehnt sich ein Fleck aus. Bestimmt Kondenswasser.

Ich denke an die Menschen. Personen, die mich überrascht, und Personen, die mich enttäuscht haben. Herzen, die mich verstanden und gehalten haben. Herzen, die mich nicht verstehen und nicht mehr halten konnten. Freunde, die ich gefunden, und andere, die ich verloren habe. Wunden, die verheilt sind, und Wunden, die nie verheilen werden. Zaubrerhafte Augenblicke. Lachbauchschmerzen. Tränenflüsse. Tragische Momente. Einsamkeit. Kampf. Angst.

Ich denke an die Freundinnen, die in der akuten Phase aufopferungsvoll für mich da waren und wie wir uns dann in Bitterkeit trennten. Aber Krebs ist leider nicht vorbei, wenn Chemo und Bestrahlung vorbei sind. Im Gegenteil: Dann erst schaltet der fürs tägliche Überleben zuständige Autopilot ab und macht nach und nach Platz für eine Kaskade von Solarplexusschlägen des Traumas. Doch die Psyche kann eben keine blauen Flecken bekommen, die Psyche drückt Verletzungen anders aus. Je tiefer die Wunde, desto wundersamer das Verhalten. Ich seufze. Damals war ich ein um sich selbst flackerndes Irrlicht. Ohne Gleichgewicht, ohne Halt. Doch wahre Freunde hören, wenn die Seele tonlos schreit und selbst nicht mehr zuhören kann, weil Todesangst alles erstickt. Ich habe keine Ahnung, was aus ihnen geworden ist. Beim Schulterzucken stupse ich meinen Sitznachbarn an.

Natürlich denke ich auch an Ben. Der sein Versprechen



wahrmachte und mich durch Krankheit und Therapie begleitete. Bis heute wiegelt er ab: «Ich weiß nicht, was du hast. Das war doch nichts.» Oh, doch.

Ben, der hinter mir saß und meine Haare kämmte, als ich Angst hatte, dass die Chemo sie mir nehmen könnte. Der für mich einkaufen ging, mir Tausende Nachrichten schickte und mir jeden Tag mindestens ein lautes Lachen schenkte. Der mich wunderschön und bezaubernd fand, als ich ein abgemagertes, undichtes, verwundetes und bestrahlungsmarkiertes Bündel war und mich selbst nicht im Spiegel sehen konnte. Der mir Kraft und Kuchen und Liebe gab und viel mehr war als eine Affäre und ein Freund. Bis meine Radiochemotherapie überstanden war. Und er sich abrupt von mir distanzierte, weil seine Ex zeitgleich einen neuen Mann an ihrer Seite zuließ und mit ihm genau die Version von heiler Familie lebte, nach der er sich immer gesehnt hatte. Bens gecrashtes Ego brach aus unserem Schutzraum aus und ging mit fremden Frauen schlafen, während ich mich körperlich zerfetzt fühlte – und damit zerfetzte er mir auch das Herz. Ben, der mir so nah gewesen war und der plötzlich keine Nähe mehr aushalten konnte. Der mich bei alledem aber nie als Mensch in Frage gestellt hat und mein Trauma tragen konnte, bis seins über ihm explodierte. Der nun seinen eigenen Weg finden muss, genau wie ich. Und den ich darum aus meinem Herzen schaben will mit dieser Reise. Für immer. Es ist ein Abschied in Dankbarkeit, trotz und wegen allem. «Unterwegs findest du bestimmt deinen Traummann, pass mal auf», der meistgesagte Satz vor meinem Abflug. Meine Seele schaltet ihn stumm.

Weil ich mit den eingeschweißten Kopfhörern knistere, hört mein Sitznachbar mein gelegentliches Schniefen nicht, rede ich mir ein. Die Turbinen springen an, ihr Dröhnen lässt das Flugzeug beben. Wir beschleunigen, die Fliehkräfte drücken mich in meinen ordnungsgemäß aufrecht gestellten Sitz.

Kribbelnde Euphorie schießt vom Herzen aus durch meinen Körper, explodiert bis in meine Haar-, Fuß- und Fingerspitzen, brodelt in meinem Blutkreislauf. Ich lächle mit salzigen Mundwinkeln. Und mich durchdringt von oben bis unten ein einziges, einfaches Wort – das Gegenteil von Tod und Trauer, die Affirmation allen Lebens: JA. Dann ziehe ich das Plastikrollo runter und schließe meine Augen.